

# Who is living in the post? Perspektiven von Akademiker\*innen aus der DDR auf die deutsche Wiedervereinigung und Nachwendezeit

Anne-Kristin Kordaß

---

**ABSTRACT:** *Die Perspektiven von Wissenschaftler\*innen aus der DDR auf die Wiedervereinigung und Nachwendezeit betrachte ich als Erfahrungen postsozialistischer Subjekte, die in einem heute noch wirksamen West/Ost-Machtgefüge verortet sind. Ich werfe einen ethnographischen Blick auf deren Erinnerungen mit dem Ziel, Erinnerungsdiskurse bezüglich der deutschen Wiedervereinigung sowie Nachwendezeit zu differenzieren. Zunächst plädiere ich mit der „doppelten Sozialisierung/Kulturalisierung“, die Menschen aus der DDR durch den Beitritt zur Bundesrepublik 1990 und das Leben in zwei unterschiedlichen Systemen erfahren, für die Wertschätzung ostdeutschen Erfahrungsreichtums. Das Aufeinandertreffen von west- und ostdeutschem Wissenschaftssystem thematisiere ich anschließend mithilfe der „Evaluationserfahrung“. Der Rückblick auf die Evaluierung ist hilfreich, um heutige Machtverhältnisse wie die Unterrepräsentation Ostdeutscher in den Eliten zu verstehen. Abschließend steht eine Diskriminierungserfahrung im Wissenschaftsbetrieb des wiedervereinigten Deutschlands im Fokus, anhand derer ich die Differenzlinie West/Ost diskutiere.*

**SCHLAGWORTE:** *Wiedervereinigung; postsozialistische Subjekte; biographische Interviews, West/Ost-Differenz; Evaluierung*

**ZITIERVORSCHLAG:** *Kordaß, A. (2022): Who is living in the post? Perspektiven von Akademiker\*innen aus der DDR auf die deutsche Wiedervereinigung und Nachwendezeit. In: Berliner Blätter 85, 49–60.*

Mit der Frage „Who is living in the post?“, möchte ich den Fokus auf die unterschiedlichen Positionierungen bezüglich Erfahrungen mit und im (Post-)Sozialismus lenken. Ist dieses post (un)sichtbar, (ir)relevant, Teil der eigenen Lebensgeschichte? Welche Erinnerungen gibt es an die Zeit der DDR und Wiedervereinigung?

Ich wurde als *weiße*<sup>1</sup> Deutsche 1988 in Ost-Berlin geboren. In meiner Familie gibt es die unterschiedlichsten, miteinander verflochtenen Ost- und West-Biographien. Die Frage „Was wird (wie) erinnert?“ verweist auf ein unkämpftes Gebiet von Interpretationen der Vergangenheit, bei dem es um gegenwärtige Deutungshoheiten geht. Diese Fragen stellen sich in besonderem Maße im Fall Deutschlands, in dem, im Gegensatz zu anderen Ostblockstaaten, 41 Jahre lang zwei deutsche Staaten mit unterschiedlichen Systemen existierten.

tierten. Im vereinigten Deutschland wird bis heute das Ostdeutsche diskursiv als Anderes des Westdeutschen und damit einhergehend der Westen als Norm und Normalität konstruiert (Heft 2018; 2020).

Dieser Artikel basiert auf meiner Masterarbeit im Studiengang Interdisziplinäre Lateinamerikastudien der Freien Universität Berlin aus dem Jahr 2018 mit dem Titel „Perspektiven auf die deutsche Wiedervereinigung von Lateinamerikaforscher\*innen aus der DDR. Wissen und wissenschaftliche Werdegänge im Kontext von Systembrüchen“. Die zugrundeliegende Fragestellung meiner Untersuchung lautet: Wie erinnern (*weiße*) Akademiker\*innen aus der DDR die Wende und Wiedervereinigung? Da Wissenschaftler\*innen zur gesellschaftlichen Elite gehören, haben ihre Aussagen von jeher gute Überlieferungschancen. Im Zeitraum der Wiedervereinigung, als das Wissenschaftssystem der DDR obsolet wurde, befanden sich Ost-Akademiker\*innen gegenüber West-Akademiker\*innen jedoch in einer untergeordneten Position. Die von mir befragten Akteur\*innen sind zwar Teil einer wissenschaftlichen Elite, die über mehr Ausdrucksformen als andere gesellschaftliche Gruppen verfügt, auf struktureller Ebene nehmen sie indes die Position ‚der Anderen‘ gegenüber der westdeutschen Norm ein.

Welches Wissen ist etwas wert und wessen Erinnerung wird gehört? Postsozialistische Gesellschaften und Subjekte befinden sich hinsichtlich Wissensproduktion und Erinnerung gegenüber der westlichen Norm in einer untergeordneten Position (Tlostanova 2018, 272). Postsozialismus charakterisiere ich nach Tlostanova (2018, 277) als spezifischen Raum, in dem Subjekte geopolitisch und körperpolitisch verortet sind und der ein eigenes Wissen hervorbringt:

„Even today very few postsocialist subjects are allowed to freely speak of their pasts without looking back to a set of frames created for them by someone else. [...] Finally, the same Western-originated black-and-white models are often mimicked by theorists from the postsocialist countries who are well aware of their inferior status in knowledge production. [...] We remain invisible, appropriated, packaged according to fashionable theories. But we have our own stories to tell, and they need to be heard in order for the postsocialist people to leave the void that we have inhabited for the last 25 years.“ (Tlostanova 2018, 272)

In diesem Sinne verstehe ich Ostdeutsche als postsozialistische Subjekte. Das heißt, als Menschen mit unterschiedlichen Erfahrungen und Lebensläufen in der DDR und nach 1990, die sich entlang vielfältiger (zugeschriebener) Kategorien wie Herkunft, Klasse, Geschlecht und Generation differenzieren und doch im Moment des Systemwechsels die Position der von der westdeutschen Norm abweichenden Bevölkerung teilen. Aus dieser Positionierung ergibt sich ein spezifisches Wissen. Ich gehe im Kontext meiner Forschung von verschiedenen Wissensebenen aus. Eine Ebene stellt die akademische Wissensproduktion dar, die von wissenschaftlichen Institutionen, Akteur\*innen und spezifischen Praktiken (die sich je nach politischem System unterscheiden oder eben auch nicht so sehr unterscheiden) gekennzeichnet ist. Um diesen Wissensbegriff geht es auf der inhaltlichen Ebene in den Erzählungen der von mir befragten Lateinamerikawissenschaftler\*innen aus der DDR über Wissenschaftspraxis in der DDR, Wendezeit und im wiedervereinigten Deutschland. Auf einer anderen Ebene bezieht sich mein Wissensbegriff auf die Erinnerungen, Erfahrungen und Perspektiven meiner Gesprächspartner\*innen. (Erzählte) Erinnerungen als legitime Wissensquellen anzuerkennen, ist ein Schritt in Richtung Dekolonisierung von Wissensproduktion, die auf einem Wissensbegriff beruht, der eng mit einer ‚westlichen‘ akademi-

schen Schriftkultur verbunden ist. Grundlegend für die Arbeit mit Erinnerungstexten ist die Erkenntnis, dass Gedächtniscodes ein Leben lang Modifizierungen und Neuinterpretationen erfahren (Obertreis/Stephan 2009, 11f.). Erinnern sowie das Erzählen einer Lebensgeschichte ist ein kreativer Prozess, der sich in Kommunikation und Interaktion vollzieht (Welzer 2016).

Meine Forschung basiert hauptsächlich auf narrativen biographischen Interviews mit sechs Akademiker\*innen, die in der DDR zu Lateinamerika forschten oder studierten. Fünf dieser Personen hatten im wiedervereinigten Deutschland eine Professur inne, stellen also eine Ausnahme dar, da Ostdeutsche in Professuren unterrepräsentiert sind (Bluhm/Jacobs 2016; Vogel/Zajak 2020). Gerade diese Ausnahmen sind aber interessant, um die Schwierigkeiten auf dem Weg ‚nach oben‘ für ostdeutsche Akademiker\*innen nachzuvollziehen. Mit meinem Vorgehen folge ich einem Vorschlag von Wierling (2009, 327), die auch dann für lebensgeschichtliche Interviews plädiert, wenn das Projekt selbst themenzentriert ist. So gehöre die Abwicklung sicher zu den unangenehmsten Lebenserfahrungen von Akademiker\*innen aus der DDR. Doch erst in der lebensgeschichtlichen Erzählung werde diese Erfahrung in Beziehung gesetzt zu Erinnerungen ähnlicher Kränkung in der DDR oder es zeige sich, dass Bedeutungsverluste nach 1989 zumindest teilweise, durch bis dahin verschlossene Optionen (wie Reisen und wissenschaftlicher Austausch), kompensiert worden seien (ebd.). Gegenstand meiner Analyse sind die erinnerten Erfahrungen meiner Gesprächspartner\*innen. Bei der Auswertung der Interviews orientiere ich mich an einem generellen induktiven Ansatz (vgl. Thomas 2006). Durch die Entwicklung des Vorgehens am Material selbst wird die Komplexität des Gegenstandes nicht im Vorfeld reduziert, sondern der Bedeutungszusammenhang einzelner Äußerungen aus der Materialgesamtheit rekonstruiert. In der Darstellung bleibe ich nah an den Interviewtexten und gebe den Perspektiven meiner Gesprächspartner\*innen mittels Zitaten Raum.<sup>2</sup>

### Ostdeutscher Erfahrungsreichtum: „Doppelte Sozialisierung/Kulturalisierung“

Ich betrachte die „doppelte Sozialisierung/Kulturalisierung“, die ehemalige DDR-Bürger\*innen durch den Systemwechsel und das Leben in zwei unterschiedlichen Systemen erfuhren, als besondere Perspektive, die ein spezifisches Wissen enthält. Der Ausdruck stammt aus dem Interview mit Herrn Lange vom 20.11.2017. Im folgenden Auszug erläutert er die „doppelte Sozialisierung/Kulturalisierung“ als eine spezifisch ostdeutsche Erfahrung:

„Wenn ich sehe, was meine Kinder heute in der Schule lernen und in welchen Begriffs- und Denkkapparaten sie sich bewegen, bin ich froh, wenn sie Zeit, Raum und generationenübergreifend immer wieder den Anschluss zu meinem Denken herstellen können, das eben immer das ostdeutsche Erleben einschließt. Das ist natürlich auch ein bisschen schwierig, weil meine Generation noch diese doppelte Sozialisierung und Kulturalisierung aufweist. Der normale westdeutsche Bundesbürger meiner Generation verfügt mehrheitlich eben nur über eine Sozialisierung und eine Kulturalisierung. Sicher haben viele Menschen längere Zeit im Ausland gelebt und dort gearbeitet, aber es gab dabei als Bundesbürger immer das Rückfahrtticket, welches bei auftretenden Schwierigkeiten aus der selbst gewählten Situation herausführte. Man konnte diesen Kontext zu jeder Zeit wieder verlassen und gegen einen

anderen austauschen. Eine Situation, in der das aufgrund der Ortsbindung und Herrschaftsverhältnisse nicht möglich ist, scheint mir für die meisten westdeutschen Bürger meiner Generation überhaupt nicht vorstellbar zu sein. In diesem Sinn fehlt die doppelte Kulturalisierung und Sozialisierung selbst dann, wenn man für andere Welten sensibilisiert ist, weil man längere Zeit in einer anderen Kultur oder Gesellschaft gelebt hat." (ebd.)

(Post-)Migrantische Erfahrungen in BRD und DDR scheinen in diesen Überlegungen keine Rolle zu spielen. Dabei sind mehrfache Sozialisierungen/Kulturalisierungen gerade als Teil (post-)migrantischer Erfahrungen denkbar. Die „doppelte Sozialisierung/Kulturalisierung“ als spezifisch ostdeutsche Erfahrung, wie sie hier von Herrn Lange dargestellt wird, stellt heraus, dass die DDR, im Gegensatz zu anderen (Herkunfts-)Ländern, nicht mehr existiert und macht sichtbar, dass es innerhalb Deutschlands entlang der West/Ost-Differenzachse unterschiedliche Sozialisierungen gibt, wobei die DDR als Erfahrungsraum und die ostdeutsche Anpassung an ein neues System für westdeutsch Sozialisierte oftmals unsichtbar geblieben ist. Diese Erfahrung des Systemumbruchs unterscheidet auch Migrant\*innen, die in der DDR lebten, von Migrant\*innen, die in Westdeutschland lebten.

„Migrant\*innen Ost“ haben laut Goel (2013) den schwersten Stand im Kampf um Anerkennung und Zugehörigkeit als Bürger\*innen des vereinigten deutschen Staates. Sie werden weder fraglos als natio-ethno-kulturell zu Deutschland zugehörig angesehen, noch können sie auf eine geteilte „Lebenserfahrung West“, wie Migrant\*innen in Westdeutschland, verweisen.<sup>3</sup>

Die Perspektive von ostdeutschen Akademiker\*innen, die in beiden deutschen Systemen gelebt haben, würdigt Bednarz (2017) in „East German Intellectuals and the Unification of Germany. An ethnographic view“. Eine von ihm interviewte Person bezeichnet hier das Aufwachsen in der DDR und das Erleben der unvorhergesehenen Ereignisse, die mit dem Ende der DDR verbunden waren, als „besondere Erfahrung“ (ebd., 207f., eigene Übersetzung). Allein die Möglichkeit, nach Vor- und Nachteilen bezüglich des Lebens im kapitalistischen vereinigten Deutschland zu fragen, setzt voraus, in zwei verschiedenen Systemen gelebt zu haben – eine Besonderheit der ostdeutschen Perspektive.

Im Fall von Herrn Lange spielt die „doppelte Sozialisierung/Kulturalisierung“ eine zentrale Rolle für die Bewertung seines eigenen wissenschaftlichen Lebenslaufes. In den anderen Gesprächen taucht dieses Konzept nicht explizit auf, meine Interviewpartner\*innen stellen jedoch viele Vergleiche zwischen früher und heute an, die auf eben dieser spezifischen Erfahrung von Leben in zwei unterschiedlichen Systemen beruhen. Meine Gesprächspartner\*innen erzählen zum Beispiel von den Studien- und Arbeitserfahrungen im Bereich der Lateinamerikawissenschaften an unterschiedlichen Universitäten der DDR und von der Wendezeit mit ihren Freiräumen. Sie bewerten ihre eigene Karriere sowie Konjunkturen und Hierarchien in Bezug auf Wissen aus und über die DDR heute. Ausgehend von der spezifischen Erfahrung vom Leben in zwei unterschiedlichen (Wissenschafts-)Systemen, können sie Vergleiche zwischen früher und heute anstellen und beurteilen das gegenwärtige neoliberale Wissenschaftssystem kritisch. Die Kenntnisse verschiedener Systeme ermöglichen auch Gemeinsamkeiten wahrzunehmen, wie hinsichtlich der Verschulung des Studiums in den Bachelorstudiengängen, die nicht nur Herrn Peters (Interview vom 10.8.2017) an die DDR erinnerten.

Mehrfache Sozialisierungen/Kulturalisierungen von Personen ermöglichen aktuelle gesellschaftliche Verhältnisse ausgehend vom eigenen Erfahrungsreichtum kritisch zu beurteilen. Sie als Wissenspotenzial anzuerkennen, kann eine Möglichkeit darstellen Erin-

nerungsdiskurse zu erweitern. Die DDR-Sozialisierung stellte nach dem Beitritt zur BRD und der Konfrontation mit neuen Strukturen zunächst einen Nachteil dar. Der Staat und die vertraute Gesellschaft hörten auf zu existieren. Durch die geforderte Anpassungsleistung erfuhren Ostdeutsche dann eine „doppelte Sozialisierung/Kulturalisierung“. Dieses Konzept rückt die Erfahrungen der Wende, des Umbruchs und des Lebens in einem neuen Staat in den Mittelpunkt und geht damit über eine Fokussierung auf Erfahrungen in der DDR hinaus. Gerade aus der Kenntnis zweier unterschiedlicher Staats- und Gesellschaftsformen erwächst ein spezifisches Wissen, das differenzierte Vergleiche ermöglichen kann.

### Die „Evaluationserfahrung“

Die Evaluierung kristallisierte sich als bedeutendes, teils heikles Thema in den Interviews heraus. Damit ist die Bewertung des wissenschaftlichen Personals im Zeitraum der Reformprozesse an den ostdeutschen Universitäten nach 1990 gemeint. Eine „Evaluationserfahrung“ hätten laut Frau Arnold (Interview vom 5.4.2017) alle DDR-Wissenschaftler\*innen gemacht. Pasternack (1999, 19f.) bezeichnet den Personalumbau als Kernprozess im ostdeutschen Hochschulumbau. In diesem Prozess sollte das vorhandene Personal überprüft werden, um über Entlassung und Verbleib zu entscheiden. Generelle Ursachen für den Personalumbau waren die westdeutsche Annahme, die ostdeutschen Hochschulen seien überbesetzt, Zweifel an der politischen oder moralischen Integrität der lehrenden Hochschulmitarbeiter\*innen sowie Zweifel an hinreichender Fachkompetenz aller Beschäftigten (ebd.). In der Geschichte der deutschen Universitäten waren die personalpolitischen Veränderungen im Wissenschafts- und Hochschulbereich nach 1989 enorm und mit einer hohen Anzahl an Entlassungen strukturell tiefgreifend (Ash 1998, 228f.).

Die Evaluierung wird von meinen Interviewpartner\*innen, die unterschiedlich davon betroffen waren, ambivalent beurteilt. Einerseits als nachvollziehbar und aus inhaltlich-wissenschaftlichen Gründen gerechtfertigt, andererseits aber auch als ungerecht:

„Zum Beispiel mussten die Leute zur Evaluierung ihre Schriften mitbringen. Ein Kollege hat mir erzählt: ‚Ich hab sie abends reingebracht mit einem Strick umwickelt und am nächsten Morgen sagt mir der Evaluator, dass das, was ich geschrieben hatte, der größte Scheiß und kommunistisch indoktriniert sei, und ich sehe, dass der Evaluator den Strick überhaupt nicht aufgemacht hatte.‘“  
(Interview Frau Hartwig vom 11.2.2017)

„Dann kam nur irgendwann die Nachricht, dass das ganze Institut negativ evaluiert worden ist und das heißt, es wird abgeschafft. Das war so eine schreckliche Stimmung zu der Zeit, das war ja eine Zeit der absoluten Dekonstruktion [...] die Situation war absolut grotesk. [...] Es war wirklich eine schlimme Zeit. [...] weil viel Kreativität vernichtet wurde und weil [...] die Wiedervereinigung ja unter diesen bekannten Machtverhältnissen ablief und [...] an den Universitäten war das besonders schlimm. [...] Das war einfach mal eine völlige Vernichtung der intellektuellen Elite in der DDR.“ (Interview Frau Arnold)

„Gerechtfertigt ist es dahingehend, weil das Studieren können in der DDR eben eine exklusive Situation war [...] und nicht als eine von vielen Ausbildungsmöglichkeiten in einer arbeitsteilig organisierten Gesellschaft verstanden wurde. Die Besetzung

der Stellen folgte dabei im sozial- und kulturwissenschaftlichen Bereich ähnlich wie heute nicht unbedingt dem Leistungsprinzip. Während in der DDR jedoch oft einem zentralstaatlichen und einem ideologisch vorgegebenem Index zu genügen war, wird die Stellenverteilung heute durch mehrere korporative Gruppen reguliert, die aus der Gesellschaft selbst heraus gewachsen sind. Man könnte sagen, dass gut organisierte Klientele ihre Kandidaten viel eher auf die entsprechenden Positionen lancieren, als wenn man als unabhängiger Kandidat antritt. [...] Ich glaube aber, dass es bei diesem Prozess ganz sicher zu Fehlentscheidungen gekommen ist, weil die Leute, welche die Evaluierung vornahmen, nicht mit den Dynamiken und Widersprüchen der DDR-Gesellschaft vertraut waren und oft kein Raster besaßen, wonach sie hier außer nach einer offensichtlichen Anstellung bei der Staatssicherheit eigentlich evaluieren sollten. [...] Anstelle der politischen Farbigkeit gab es ein unendliches Spektrum an Grautönen, wobei die Schattierung über das Maß an Konformität beziehungsweise die politische Position entschied. So etwas wird von außen schnell übersehen. [...] Obwohl es für die Evaluierenden sicher schwierig gewesen ist, mit dieser Mehrschichtigkeit umzugehen, denke ich, dass die Evaluierungen insgesamt gerechtfertigt waren. Ich möchte nicht wissen, nach welchen Kriterien und mit welchen Methoden die DDR bei einem anderen Ausgang des Kalten Krieges den bundesdeutschen Wissenschaftsbetrieb evaluiert hätte.“ (Interview Herr Lange)

Die Evaluierung wurde einerseits als Ort von Systemauseinandersetzung – geprägt von Antikommunismus – wahrgenommen, andererseits wurde auch Offenheit, Neugierde und Kollegialität im Evaluierungsprozess beschrieben. Trotz dieser unterschiedlichen Wahrnehmungen wird die Evaluierung generell als unangenehme Erfahrung geschildert, in der die Bewertungen nicht immer transparent und die fachlichen Kompetenzen der Evaluator\*innen nicht immer nachvollziehbar waren. Es fehlte den westdeutschen Evaluator\*innen an spezifischem Wissen, um kritische Wissenschaft und mutige Themen in der DDR zu erkennen. Es handelte sich um eine Situation, die in einem Kontext von Machtungleichheit stattfand, in dem Interessen und unverhoffte Karrierechancen für westdeutsche Wissenschaftler\*innen eine Rolle spielten. Fast alle meiner Interviewpartner\*innen thematisierten, welche Chance auf Stellen der Vorgang der Evaluierung für westdeutsche Wissenschaftler\*innen bot. Die folgenden Aussagen stammen aus fünf verschiedenen Interviews, die ich bewusst nicht konkret zuordne, da sich nicht alle meiner Interviewpartner\*innen so zitiert wissen wollten: So ist von einer „irren Möglichkeit“ die Rede, die sich im Osten aufgetan habe, da all diese Professuren vakant wurden. Es habe sich um einen „Wahnsinnszusammenbruch“ des Wissenschaftssystems in Ostdeutschland gehandelt, eine „Jobbörse“ für westdeutsche Akademiker\*innen, in deren Kontext auch „Systemnähe“ in den Kämpfen um Professor\*innenstellen instrumentalisiert worden sei. Instrumentalisiert insofern, als dass sie in anderen gesellschaftlichen Bereichen, in denen Ostdeutsche auf Stellen übernommen wurden, keine Rolle gespielt habe. Dieser Vorgang könne als eine „Eroberung“ interpretiert werden, die darauf hinausgelaufen sei, das ganze Wissenschaftssystem eines Staates zu delegitimieren und disqualifizieren, um dann die Stellen mit eigenen – westdeutschen – Leuten zu besetzen.

Brinkel (2012, 214f.) stellt in ihrer Forschung starke Wahrnehmungsdifferenzen während der Phase der institutionellen Neukonstitution zwischen den Akteur\*innen der DDR-Volkswunde und den abwickelnden westdeutschen Akteur\*innen fest. So habe sich die Struktur- und Berufungskommission gemäß der westdeutschen Meinung bei der Neuoberufung von Stellen nur an fachlicher Qualifikation orientiert, wohingegen die Ostdeutschen

hier westdeutsche Seilschaften sahen (ebd.). Eine Aufarbeitung dieser Zeit durch die Betroffenen wird laut Brinkel (2012) aufgrund dieser Wahrnehmungsdifferenzen erschwert oder findet gar nicht erst statt.

Einerseits verhinderten fehlende international anschlussfähige Qualifikationen oder ideologische und politische Belastungen sowie mangelnde Flexibilität eine schnelle Integration ins transformierte Wissenschaftssystem. Andererseits war die strategische Wissenschaftspolitik unter vorrangig westdeutscher Prägung offensichtlich (ebd.).

Die Evaluierung hatte langfristige Auswirkungen, die über die konkrete Evaluierungssituation hinausgingen. In mehreren Interviews wird das Wegbrechen ostdeutscher wissenschaftlicher Netzwerke angesprochen:

„Die neuen Spezialisten und Würdenträger brachten in den ostdeutschen Raum ihre Netzwerke und Kandidaten mit, die natürlich alle in den alten Bundesländern gewachsen waren. [...] [D]as hat sicherlich auch einen Einfluss darauf gehabt, dass es mir in Berlin schwergefallen ist, Zugänge zu solchen Netzwerken zu finden. Es sind eben immer westdeutsche Netzwerke gewesen, die mehr mit sich und ihrem Denken beschäftigt waren, als mit den Befindlichkeiten einer Minderheit, die dazugekommen ist.“ (Interview Herr Lange)

Der Zugang zu westdeutschen Netzwerken und damit die Möglichkeit zur Integration in die neue Wissenschaftslandschaft mit Aufstiegsmöglichkeiten gestaltete sich selbst für positiv evaluierte Personen oder ostdeutsche Student\*innen (wie zum Beispiel für Herrn Lange) schwierig, da mit dem Studium in der DDR eine andere Ausbildung durchlaufen worden war als in Westdeutschland. Gerade junge Akademiker\*innen seien, angesichts beruflicher und ökonomischer Unsicherheit, aus dem Wissenschaftsbereich ausgeschieden und somit fehle es laut Herr Peters an ostdeutschem Nachwuchs an den Universitäten, der sich jetzt um eine Professur bewerben könnte.

### „Ossi und auch noch Frau“

Meine Interviewpartner\*innen repräsentieren mit ihren größtenteils erfolgreichen Karrieren den Ausnahmefall. In den Gesprächen wurde deutlich, dass sich ihre beruflichen Werdegänge nicht unbedingt geradlinig und ohne Widerstände entwickelten. Bei vier von sechs meiner Gesprächspartner\*innen spielen die Begriffe „Kampf/kämpfen“ eine Rolle. Sie werden jedoch unterschiedlich verortet, zum einen in der DDR-Zeit, zum anderen in der Wende- sowie Nachwendezeit. Im Gespräch mit Frau Hartwig ist das Kämpfen, das nach der Wende notwendig wurde, um sich in der Wissenschaft im vereinigten Deutschland zu behaupten, eine zentrale Kategorie. Im Interview erzählt sie von ihrer Zeit als wissenschaftliche Mitarbeiterin an einem Institut in Westdeutschland von 2001 bis 2008:

„Ich war also nun aus dem Osten in den Westen an ein hochdotiertes Forschungsinstitut gegangen, und ich hatte zunächst Angst oder die Vorurteile, die jeder Ossi hatte, der in den Westen ging, also ich war da nicht anders. Aber ich hatte mir gesagt: ‚[...] du willst dich da wohlfühlen! Und du willst es schaffen!‘ [...] und dann wurde das Manuskript dort gegengelesen, was üblich war, was auch gut ist. Dann bekam ich das Manuskript zurück: Steht da zum Beispiel also dort, wo ich von ‚Oligarchie‘ [...] schreibe, die Bemerkung, ich solle doch endlich den Marxismus/Leninismus lassen.“

Wenn ich von Bündnissen schrieb, steht darin, ich solle doch endlich die Sprache der Komintern, also der Kommunistischen Internationalen lassen. Dabei ist doch Bündnis ein ganz normaler Begriff. Oder ich habe lange Sätze geschrieben, das ist tatsächlich eine Schwäche von mir. Dann stand da die Bemerkung: ‚Sie schreibt so, weil sie so in der DDR sozialisiert wurde, weil man da ja nicht klar ausdrücken durfte, was man dachte.‘“ (Interview Frau Hartwig)

Frau Hartwig bewertet dieses Verhalten als Mobbing aus politischen Gründen:

„Ich hatte durchaus kapiert, dass der Kalte Krieg nach der Vereinigung zu Ende war und dass es eben dumm wäre, ihn weiterzuführen. Sie aber haben ihn weitergeführt und sie mussten mir immer zeigen, dass alles, was ich mache, scheiße ist, bis hin zu dem Punkt, dass mir zwei Wochen vor Abgabe zu meinem Projektantrag, den ich fertig hatte, gesagt wurde, ich solle es nicht zu Ende bringen, ich solle mir etwas anderes suchen, ich solle mal ein bisschen flexibel sein. Ich weiß nicht, wie Ihnen es geht, wenn Sie zwei Jahre intensiv an etwas gearbeitet haben, es ist fertig, und dann wird Ihnen gesagt: ‚April, April‘. [...] Also es war Mobbing, aus politischen Gründen, und zwar ein solches, dass mir der Hochschulverband sagte – dessen Rechtsberatung kann man ja anrufen bei solchen Sachen – dass der gesagt hat, wir würden niemandem wegen Mobbing raten, vor Gericht zu gehen, denn man kann das ja fast nie beweisen [...] Ihnen würden wir aber genau das raten, weil es so schlimm ist und weil Sie alles schriftlich haben. [...] Wenn man gemobbt wird, soll man das ja erzählen, also man darf sich ja nicht in die Ecke zurückziehen und alles mit sich alleine ausmachen und leiden, sondern man muss es öffentlich machen. Das habe ich gemacht. Das wurde mir dann aber als böse Nachrede unterstellt. Und dann habe ich einen Brief bekommen, das Institut könne auch dafür sorgen, dass meine Bemühungen um die Professur in [...] keinen Erfolg haben würden. Das hat mir der geschäftsführende Direktor geschrieben, als Brief! [...] [E]s war also auch politisch für mich ein sehr, sehr harter Kampf, ich würde sagen ... auch deswegen (bin) ich heute krank, also nicht nur deswegen, aber auch, es hat ungeheuer viel Kraft und Psyche gekostet, immer ... gegen diese ( ) Angriffe und Vorurteile zu kämpfen. Als Ossi musste man ja quasi dreimal so gut sein wie ein Wessi, um wenigstens einigermaßen registriert zu werden ... ich hab es schon erkämpft [...]. Meiner Position nach haben diejenigen Wessis, die noch im Kalten Krieg sozialisiert worden waren, es nicht geschafft – es gibt natürlich auch immer positive Ausnahmen – eine ausgewogene Sicht zu bekommen [...] Also ich will jetzt bewusst nicht eine pauschale Trennlinie zwischen Ost und West ziehen, sondern es ist eine Linie entsprechend der Generation, die die Ost-West-Linie kreuzt; mit den jüngeren Kollegen war es immer angenehmer [...] Mit den jungen Leuten bin ich heute noch befreundet und da ist gar kein Problem, aber die hatten mich ja auch nicht auf ihrer Karriereagenda. Aber mit den Gleichaltrigen und Älteren war es schwierig [...].“ (Interview Frau Hartwig)

Während das Mobbing für Frau Hartwig klar mit dem Ost-West-Konflikt zu tun hatte, erklärten es sich ihre jüngeren Kolleginnen anders:

„An dem westdeutschen Institut war ich ja nun Frau und Ossi. Das war dort immer sehr lustig. Mit den jungen Leuten, mit denen ich immer sehr gut zurechtgekommen war, habe ich rasoniert, woran mein Konflikt liegt. Ich habe immer gesagt und sage es

bis heute, an diesem Mobbing ist der Ost-West-Konflikt schuld, also ein politischer Konflikt, der noch nach der Wende weitergetragen wurde. Im westdeutschen Institut wollte man eben doch noch einmal gegen die eine, die es sogar im Westen gewagt hat, im Kalten Krieg siegen. Die jüngeren West-Frauen am Institut sagten hingegen immer: ‚Nee, das ist ein Frau-Mann-Ding‘. Mein Chef des Forschungsbereiches war eben nicht habilitiert und war der Chef, und ich war dann habilitiert, war aber nicht Chefin. Das hat mir aber auch nichts ausgemacht, ich hätte da gerne als normale Mitarbeiterin gesessen, und ich wollte gar keine Chefin werden, aber er ist damit anscheinend nicht zurechtgekommen. Er war eben ein Mann, sagten die jüngeren Frauen.“ (Interview Frau Hartwig)

Möglicherweise sind akademische Werdegänge häufig von (Konkurrenz-)Kämpfen geprägt. Das Besondere an den Erfahrungen meiner Gesprächspartner\*innen ist, dass sie sich im spezifischen deutschen West/Ost-Kontext abgespielt haben. Die Differenzlinie West/Ost wird von Frau Hartwig und Herrn Peters als ursächlich für erfahrene Diskriminierung benannt, wobei auf Unterschiede je nach Generation hingewiesen wird. Die Sozialisierung im Kontext des Kalten Krieges, auf beiden Seiten Deutschlands, prägt(e) das Miteinander nach der Wiedervereinigung. Dass sich nicht alle als gleichberechtigt wahrnahmen, zeigt die Aussage von Frau Hartwig: „Als Ossi musste man ja quasi dreimal so gut sein wie ein Wessi [...]“.. Frau Lehmann äußert sich im Interview vom 1.3.2017 ähnlich, allerdings bezogen auf den DDR-Kontext und den Umstand, in einem Nischengebiet zu arbeiten, nicht in der Partei und dazu noch eine Frau zu sein: „So, da muss man – besser sein – also sich wirklich vornehmen zu arbeiten. Besser sein als die andern.“ Die Kontexte sind verschieden, doch strukturell besteht im Falle von Frau Hartwig als Ostdeutsche mit einer spezifischen DDR-Wissenschaftssozialisierung im wiedervereinigten Deutschland und im Falle von Frau Lehmann als „Nicht-Genosse“ (Selbstbezeichnung) zu DDR-Zeiten die Gemeinsamkeit, nicht der Norm zu entsprechen. Je nachdem wie sich Machtverhältnisse und damit Normen ändern, verschieben sich die Positionen innerhalb des Machtgefüges. Für Frau Lehmann war es zur Wendezeit ein Vorteil, unbelastet – also nicht in der Partei – gewesen zu sein, der dazu beitrug, dass sie um die Leitung eines wissenschaftlichen Instituts gebeten wurde. Nichtsdestotrotz nimmt auch sie im wiedervereinigten Deutschland gegenüber der westdeutschen Norm eine subalterne Position als Ostdeutsche ein.<sup>4</sup>

Die West/Ost-Kategorie ist nicht die einzige, die eine Rolle spielt. Es zeigt sich die Überlappung verschiedener Identitäts- und Differenzkategorien. Die Erklärung, die Frau Hartwigs jüngere westdeutsche Kolleginnen für die Schikane am westdeutschen Institut finden (es sei ein „Frau-Mann-Ding“), ist für Frau Hartwig nicht in erster Linie zutreffend. Für sie lag dem Mobbing klar der politische Ost-West-Konflikt zugrunde. Diese unterschiedlichen Erklärungsmuster für eine Situation zeigen, dass Personen, die nicht von bestimmten Ausschlüssen betroffen sind oder die die unmarkierte Position der Norm einnehmen, solche Diskriminierungen weniger wahrnehmen und bei Erklärungen auf eigene Erfahrungen zurückgreifen. Die primäre Kategorie zur Deutung von Differenzerfahrungen im wiedervereinigten Deutschland bleibt für Frau Hartwig und Frau Lehmann das ‚Ossi sein‘. Beide führen aber das ‚Frau sein‘ als etwas an, das noch dazu kommt. So nennt auch Frau Lehmann in der Aufreihung der Umstände, die ihren Karriereverlauf beeinflussten, das Geschlecht als letztes, nach der wissenschaftspolitischen und politischen Verortung. An anderer Stelle schildert sie ihre Reaktion auf den Vorschlag, sich auf eine freie Professur an einer West-Universität in den 90er Jahren zu bewerben: „Das das ist doch ‚n Quatsch. Also ‚n Ossi, der Begriff kam ja damals auf und noch ‚ne Frau. Das wird doch nie was.“

Baume u.a. (1995, 90f.) sprechen in ihrer Studie mit Ost-Wissenschaftlerinnen von einem „Ost-Makel“, der die Wahrnehmung von geschlechtsspezifischen Benachteiligungen von Frauen im Neustrukturierungsprozess der Hochschulen nivellierend überdecke. Ein beträchtlicher Teil an Diskriminierungen von Ost-Wissenschaftlerinnen sei aber nicht nur auf ihr Geschlecht zurückzuführen, sondern identisch mit den von Männern aus dem Osten formulierten Erfahrungen.

Weder Frau Hartwig noch Frau Lehmann sehen das Geschlecht im Kontext des Systembruchs als vorrangige Differenz- und Diskriminierungsachse. Es kommt aber zu anderen gesellschaftlichen Positionszuschreibungen, wie „Ossi“ oder „Nicht-Genosse“ hinzu. Das Zusammenwirken von Geschlecht, Alter und ostdeutscher Herkunft als spezifische Differenz- und Ungleichheitsverhältnisse untersucht Richter (2018, 16f.) in ihrer empirischen Studie mit älteren Frauen aus Ostdeutschland, mit dem Ziel, die Intersektionalitätsforschung um die Kategorien Alter(n) und regionale Herkunft zu erweitern. Die Erfahrungen meiner Interviewpartner\*innen machen deutlich, dass die West/Ost-Differenzlinie zusammen mit anderen Differenzachsen wie (vermeintliche) Herkunft, Klasse, Geschlecht, sexuelle Orientierung, Alter und politische Verortung intersektional betrachtet werden sollte. Nur so können spezifische (Diskriminierungs-)Erfahrungen im deutschen West/Ost-Kontext sichtbar werden.

### Who is living in the post?

Entscheidend ist, wie Subjekte positioniert sind, sich selbst positionieren und von anderen positioniert werden. Statt mit dem Begriff Postsozialismus agiere ich mit der Kategorie postsozialistischer Subjekte als eine Möglichkeit, ostdeutsche Perspektiven sichtbarer zu machen und auf spezifische Erfahrungen und auf spezifisches Wissen aufmerksam zu machen. Die „doppelte Sozialisierung/Kulturalisierung“ ist solch ein Ausdruck ostdeutschen Erfahrungsreichtums. Die Erfahrungen aus verschiedenen politisch-sozialen Systemen können Diskussionen darüber, wie wir zukünftig leben wollen, bereichern. Vielfältige Erfahrungen sind nicht per se Garant für offene und kritische Perspektiven, sie haben aber dahingehend Potential.

Aktuelle West/Ost-Machtdynamiken sind nur zu verstehen, indem der historische Kontext untersucht wird, in diesem Fall zum Zeitpunkt der Wiedervereinigung. Es ist nicht uninteressant, sich vorzustellen, inwiefern die sogenannte Wiedervereinigung, zum Beispiel im Bereich der Wissenschaften, anders hätte verlaufen können. Im Rückblick sollte aber zunächst der reale ideologie- und interessengeladene Kontext mit all seinen Auswirkungen als ein eben solcher sichtbar gemacht werden. Fast alle DDR-Wissenschaftler\*innen wurden evaluiert; eine Erfahrung, die für Herr Peters auch über das Wissenschaftsmilieu hinaus in den Alltag reichte und einem allgegenwärtigen Rechtfertigungsdruck gleichkam. Die Evaluierung war der zentrale Moment, in dem sich die zwei deutschen Wissenschaftssysteme begegneten. Meine Analyse macht deutlich, dass diese Begegnung nicht auf Augenhöhe stattfand. Ein Wissenschaftssystem gehörte zu einem nicht mehr existierenden Staat und wurde dem anderen, das der existierenden Norm entsprach, untergeordnet. In der „Evaluationserfahrung“ zeigt sich strukturell und individuell, dass Wissen und Wissenschaftler\*innen aus der DDR weniger wertgeschätzt wurden als ihre westdeutschen Pendanten. Diese Wissenshierarchie zwischen west- und ostdeutschem Wissen (wie die Meinung, dass es in der DDR doch gar keine ernstzunehmende Wissenschaft gegeben habe), war die Grundlage der Nicht-Anerkennung und Nicht-Einbindung von Wissen und Wissenschaft aus der

DDR in die vereinigte Bundesrepublik Deutschland. Hinzu kam die Chance für westdeutsche Wissenschaftler\*innen auf die ‚neuen‘ Stellen in Ostdeutschland.

Wissenshierarchien sind nicht nur auf der Ebene akademischer Wissensproduktion und institutionalisiertem Wissen verortet, sondern auch auf der Ebene von Erinnerungen, wie sich zum Beispiel in dem von Heß (2016, 118) kritisierten nahezu einheitlichen Erinnerungsbild der DDR zeigt, in dem der Erlebnishorizont ostdeutscher Zeitzeug\*innen ungenügend abgebildet sei. In meiner Forschung stehen Perspektiven weißer ostdeutscher Akademiker\*innen im Fokus. Im Abschnitt „Ossi und auch noch Frau“ wird die Verschränkung verschiedener Positionen und Differenzkategorien, in diesem Fall vor allem West/Ost und Geschlecht, aber auch Alter, deutlich. Um über eine weiße deutsch-deutsche West/Ost-Erzählung hinauszugehen, sollten Perspektiven wie die Schwarzer Ostdeutscher, People of Color oder Migrant\*innen, die in der DDR lebten, mehr Raum finden. Durch eine intersektionale Perspektive können spezifische und komplexe (Diskriminierungs-)Erfahrungen sichtbar gemacht werden. In der Webdokumentation Eigensinn im Bruderland<sup>5</sup>, im Film Die Mauer ist uns auf den Kopf gefallen<sup>6</sup> oder in der Ausstellung Anderen wurde es schwindelig. 1989/90: Schwarz, Jüdisch, Migrantisch<sup>7</sup>, werden Erinnerungsdiskurse durch nicht-hegemoniale Perspektiven erweitert. Ebenso in Publikationen wie Labor 89: Intersektionale Bewegungsgeschichte\*n aus West und Ost (Piesche 2020) oder Erinnern stören. Der Mauerfall aus migrantischer und jüdischer Perspektive. (Lierke/Perinelli 2020). Erst durch die Kenntnis verschiedener Perspektiven kann auch die Gegenwart kritischer beleuchtet und aus einem reicheren Erfahrungsschatz geschöpft werden, um Zukunft zu gestalten. In meinem Artikel zeige ich auf, dass die Wahrnehmung und Wertschätzung der Erfahrungen postsozialistischer Subjekte dazu beiträgt, Wissenshierarchien zwischen West und Ost zu erkennen und abzubauen.

## Endnoten

- 1 Ich schreibe weiß kursiv, da es sich um eine (privilegierte) Position in Machtverhältnissen handelt. Schwarz schreibe ich groß, da es sich um eine Selbstbezeichnung handelt und auf Rassismuserfahrungen von Menschen bezieht.
- 2 Ich verweise auf meine Interviewpartner\*innen mithilfe von Pseudonymen. In den Interviewziten in runde Klammern gesetzter Text oder Leerstellen entsprechen Stellen aus dem Interview, die nicht deutlich zu verstehen waren.
- 3 Schwarze Ostdeutsche und People of Color werden demnach ähnlich aus der als weiß imaginierten deutschen Nation ausgeschlossen. Darin zeigt sich die Kontinuität von kolonialistischem und rassistischem Gedankengut.
- 4 Zu Ostdeutschen als subalternisierte Minorität in der Bundesrepublik siehe Kollmorgen 2011.
- 5 <https://bruderland.de/>, aufgerufen am 31.10.2020.
- 6 <https://www.verwobenegeschichten.de/themen/film-die-mauer-ist-uns-auf-den-kopf-gefallen/>, aufgerufen am 31.10.2020.
- 7 <https://www.bs-anne-frank.de/ausstellungen/anderen-wurde-es-schwindelig/>, aufgerufen am 31.10.2020.

## Literaturverzeichnis

- Ash, Mitchell G. (1998): 1933, 1945, 1989. Drei Bruchstellen in der Geschichte der deutschen Universität. In: Ralf Walkenhaus u.a. (Hg.): Ostprofile. Universitätsentwicklungen in den neuen Bundesländern. Opladen, 212-238.
- Baume, Brita u.a. (1995): „Ich möchte ein ganzes Leben“ – Zu Diskriminierungserfahrungen von Wissenschaftlerinnen (Ost) im Transformationsprozess der Hochschulen. In: Unter Hammer und Zirkel. Frauenbiographien vor dem Hintergrund ostdeutscher Sozialisationserfahrungen. Pfaffenweiler, 89-102.
- Bednarz, Dan (2017): East German Intellectuals and the Unification of Germany. An Ethnographic View. Cham.
- Bluhm, Michael/Olaf Jacobs (2016): Wer beherrscht den Osten? Ostdeutsche Eliten ein Vierteljahrhundert nach der deutschen Wiedervereinigung. Universität Leipzig, Institut für Kommunikations- und Medienwissenschaft.
- Brinkel, Teresa (2012): Volkskundliche Wissensproduktion in der DDR. Wien u.a.
- Goel, Urmila (2013): Ungehörte Stimmen. Überlegungen zur Ausblendung von Migration in die DDR in der Migrationsforschung. In: Duygu Gürsel u.a. (Hg.): Wer Macht Demokratie? Kritische Beiträge zu Migration und Machtverhältnissen. Münster, 138-150.
- Heft, Kathleen (2018): Brauner Osten – Überlegungen zu einem populären Deutungsmuster ostdeutscher Andersheit. In: Feministische Studien 36/2, 357-366.
- Dies. (2020): Kindsmord in den Medien. Eine Diskursanalyse ost-westdeutscher Dominanzverhältnisse. Opladen u.a.
- Heß, Pamela (2016): Gleichförmig statt vielfältig: Die DDR im öffentlichen Gedenken. In: Matthäus, Sandra/Daniel Kubiak (Hg.): Der Osten. Neue sozialwissenschaftliche Perspektiven auf einen komplexen Gegenstand jenseits von Verurteilung und Verklärung. Wiesbaden, 99-124.
- Kollmorgen, Raj (2011): Subalternisierung. Formen und Mechanismen der Missachtung Ostdeutscher nach der Vereinigung. In: Raj Kollmorgen u.a. (Hg.): Diskurse der deutschen Einheit: Kritik und Alternativen. Wiesbaden, 301-359.
- Lierke, Lydia/Massimo Perinelli (Hg.) (2020): Erinnern stören. Der Mauerfall aus migrantischer und jüdischer Perspektive. Berlin.
- Obertreis, Julia/Anke Stephan (2009): Erinnerung, Identität und „Fakten“. Die Methodik der Oral History und die Erforschung (post)sozialistischer Gesellschaften (Einleitung). In: Obertreis, Julia/Anke Stephan (Hg.): Erinnerungen nach der Wende: Oral History und (post)sozialistische Gesellschaften. Essen, 9-36.
- Pasternack, Peer (1999): „Demokratische Erneuerung“. Weinheim.
- Piesche, Peggy (Hg.) (2020): Labor 89: Intersektionale Bewegungsgeschichte\*n aus West und Ost. Berlin.
- Richter, Anna Sarah (2018): Intersektionalität und Anerkennung. Biographische Erzählungen älterer Frauen aus Ostdeutschland. Weinheim.
- Thomas, David R. (2006): A General Inductive Approach for Analyzing Qualitative Evaluation Data. In: American Journal of Evaluation 27, 237-246.
- Tlostanova, Madina (2018): Decolonizing the postsocialist childhood memories. In: Nelli Piattoeva u.a. (Hg.): Childhood and schooling in (post)socialist societies: memories of everyday life. Cham, 271-278.
- Vogel, Lars/Sabrina Zajak (2020): Teilhabe ohne Teilnahme? Wie Ostdeutsche und Menschen mit Migrationshintergrund in der bundesdeutschen Elite vertreten sind. In: DeZIM Research Notes 4/20.
- Welzer, Harald (2016): Das kommunikative Gedächtnis. Eine Theorie der Erinnerung. 4. Aufl., München.
- Wierling, Dorothee (2009): Dominante scripts und komplizierte Lebensgeschichten. Ein Kommentar zur Erforschung des Alltags im Staatssozialismus. In: Obertreis, Julia/Anke Stephan (Hg.): Erinnerungen nach der Wende: Oral history und (post)sozialistische Gesellschaften. Essen, 323-328.